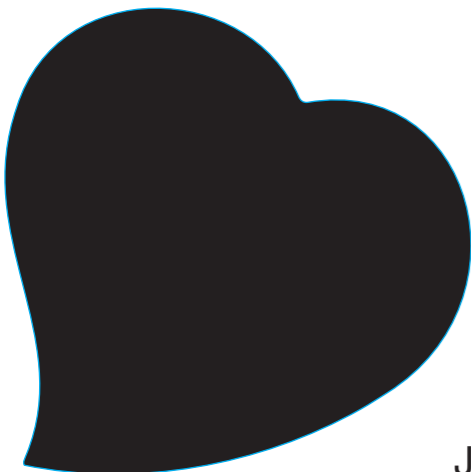


Leonie Huber schreibt über das Schreiben über Kunst und über Kunst.

Philipp Lange schreibt über Zähne und die Signatur als Spur.

Luīze Nežberte writes about losing a lover (and a tooth) (in Florence).

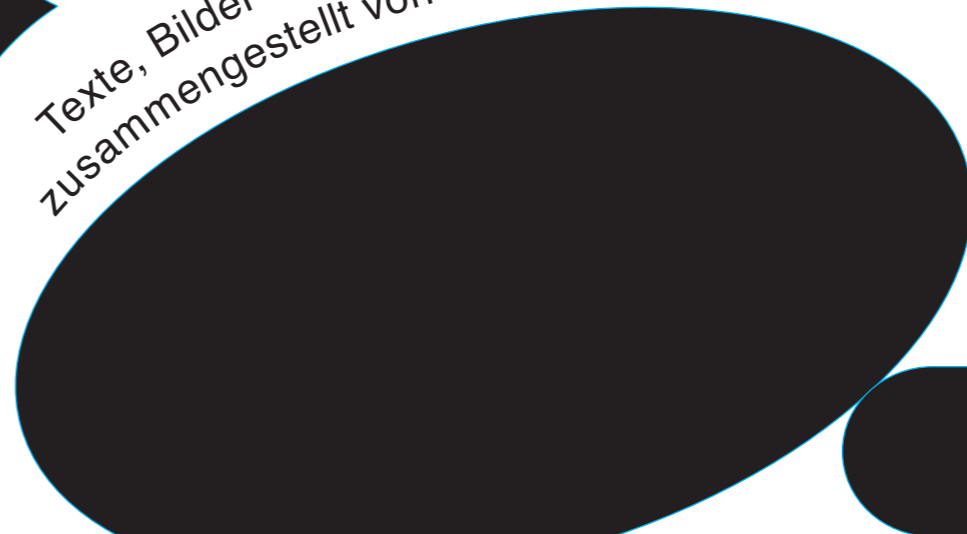
Timotheus Ueberall schreibt über das Äußere und Oberflächen die es spiegeln.



Wien,
Juni 2024



Texte, Bilder
zusammengestellt von Florian Genzken

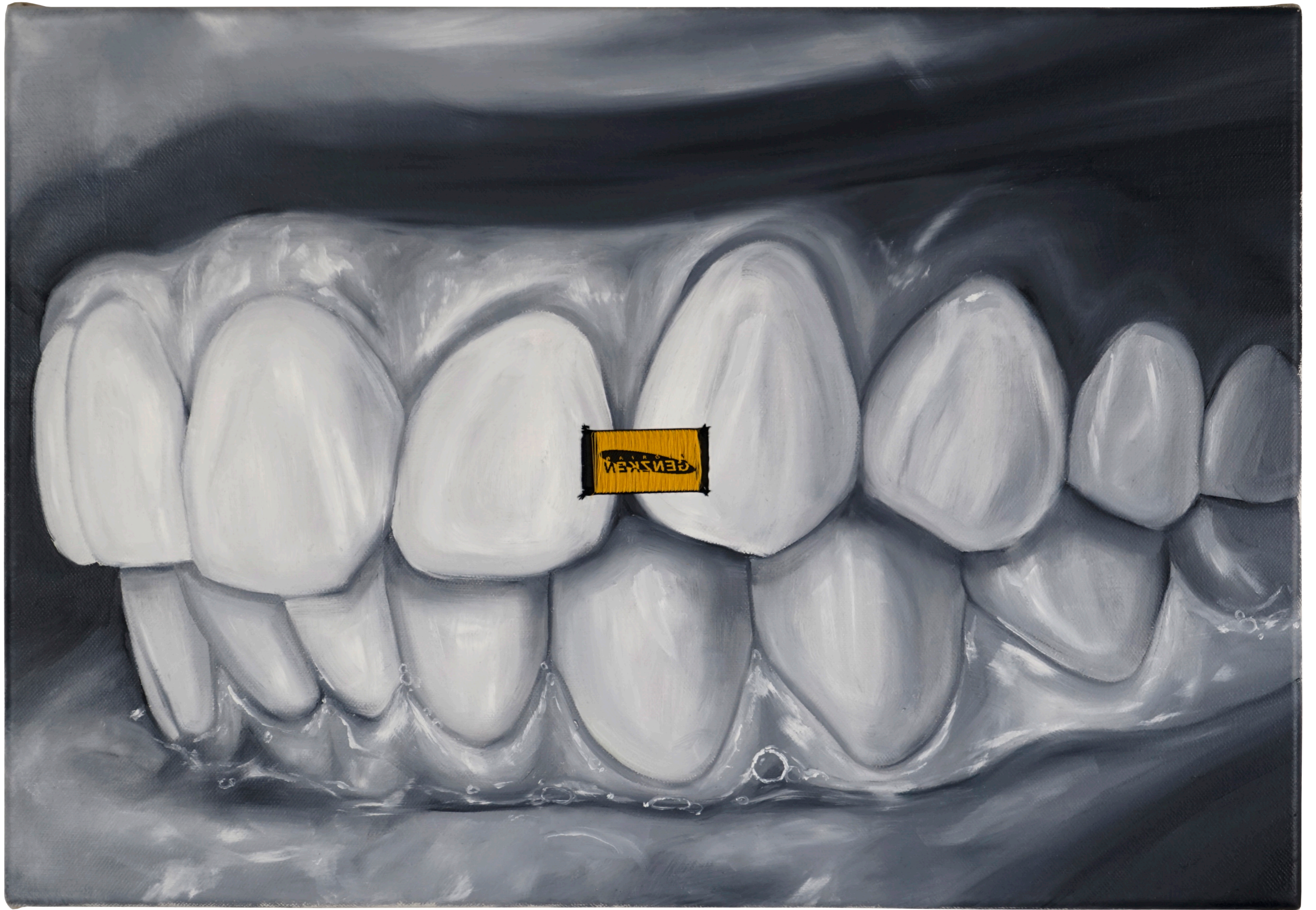


zu Spuren

von Leonie Huber

Eine Funktion des Schreibens über Kunst ist, der Leser:in das Werk durch Sprache präsent zu machen. Der Betrachtung und Vorstellungskraft untergeordnet, stand die Beschreibung zunächst im Dienst des Bildes, dessen Reproduktion und Zirkulation sie ermöglichte. Der Präsenz des Bildes wurde eine zweite Präsenz als Schrift hinzugefügt. Spätestens in der Epoche der Romantik wurden sich Verfasser gewahr, dass sie auch ihre eigene Erfahrung im Angesicht des Kunstwerks beschrieben, und begannen sich literarischer Mittel zu bedienen, um dieser Dimension und Tiefe zu verleihen. Das Drama der Unmittelbarkeit, in der metaphysischen Rollenverteilung Natur / Kunst und Bewusstsein / Sprache, wiederholte sich in Bild und Schrift als Repräsentationen zweiter Ordnung. „Die Schrift ist gefährlich, sobald die Repräsentation sich in ihr für die Präsenz und das Zeichen für die Sache selbst ausgeben will“, schreibt Jacques Derrida. Präsent ist die Sprache, weil vermeintlich vollständig in dem Moment, wo sie gedanklich formuliert wird und hoffnungsvoll das Innere auszudrücken versucht. Präsent ist sie noch, wenn sie im Mund, diesem Loch, geformt wird, aus dem Intimität und Wahrheit leckt. Was mir dann über die Lippen kommt, ist veräußert und abwesend – toter Text. Die Schrift ist immer schon draußen, dreckige Technik, Bewusstsein an der Leine vor dem Supermarkt. (Auch die Kunst.) Doch ohne Schrift keine Sprache und kein Bewusstsein; ohne Text keine Worte und kein Gedanke. Zu dekonstruieren also die Vorstellung einer Präsenz ohne Fehlen und eines Sinns ohne Missverständnis. (Auch eines Bewusstseins ohne Einsamkeit.) In Derridas Figur des Supplements fallen beide Qualitäten der Schrift zusammen: eine untergeordnete, stellvertretende Instanz einerseits, die sich wie Kunst, Bild, Technik, Repräsentation und Konvention als Supplement der Natur hinzufügt; und ein Substitut andererseits,

das „kommt hinzu oder setzt sich unmerklich *an-(die)-Stelle-von*; wenn es auffällt, dann so, wie wenn man eine Leere füllt. Wenn es repräsentiert und Bild wird, dann wird es Bild durch das vorangegangene Fehlen einer Präsenz.“ Die Beschreibung fügt sich dem Kunstwerk hinzu, tritt als Bevollmächtigte auf, wo es nicht sein kann, notwendigerweise nachträglich und definitiv *a bottom*. Sie ist gleichzeitig das Werk selbst, all seine Lesarten und die Form, die sie in ihrer Syntax und Grammatik formuliert. Der Text ist eigenständige Arbeit und der Totalausverkauf. Wie der Rahmen, der das Bild erst hervorbringt, das Parergon, ist das Supplement konträr und konstitutiv für die Sache, deren Präsenz sich durch ihre Abwesenheit realisiert. Sprachliche Elemente – ob gedacht, gesprochen oder geschrieben – sind Spuren, Bewegungen im Sinne der *Différance* sind. Sie erinnern daran, dass vor mir jemand hier war, der gespurt hat und dem ich in seinen Fußabdrücken nachfolgen kann; fordern mich aber auch auf, zu spuren, zu tun, was erwartet und befohlen wird. „Das Supplement, die äußerliche Ergänzung, wird immer darin bestehen, die Zunge zu rühren und durch die Tätigkeit anderer etwas zu erreichen. Hier wird alles zusammengefasst: der Fortschritt als Möglichkeit der Perversion, die Regression auf ein Übel, das nicht natürlich, sondern an die Macht der Ergänzung gebunden ist, die es uns erlaubt, abwesend zu sein und qua Vollmacht, Stellvertretung und über die Hände anderer etwas zu erreichen. Also über Geschriebenes.“



TEETH
(L.K.)

F.G. 24

Aneignung und Einschreibung.

Florian Genzkens *Zähne* (seit 2024)
von Philipp Lange

Florian Genzkens Malereien sind geprägt von bizarrer Motivik, technischer Finesse und einem fotorealistischen Erscheinungsbild. Dies zeigt sich in der fortlaufenden Serie *Zähne* (seit 2024), in der er die Gebisse seiner Freund*innen im Close-Up darstellt und die Teil seiner Diplomausstellung *Approximations/Appropriations* ist. Die kleinformatigen Bilder lassen an zahnärztliche Untersuchungen denken, doch für Genzken bieten sie einen Raum, um über physische Nähe und soziale Körperlichkeit zu reflektieren, sowie auch medienspezifische Fragen an die Malerei zu stellen. Die Serie reiht sich an die beiden Selbstportraits *Untitled (Youth)* (2021) und *Untitled (Smile Until You Lose Your Teeth)* (2022), welche auf ganz ähnliche Weise Genzkens eigenes Gebiss in Farbe zeigen. Wie auch bei seiner neuen, schwarz-weißen Serie bleibt unklar, ob die miteinander verschränkten Ober- und Unterkiefer einem natürlichen Grinsen entstammen, ein erzwungenes Lächeln andeuten oder dem Wahnsinn zuzuschreiben sind. Oder werden die Zähne aus Wut oder Angst gefletscht? In den Detailaufnahmen der ins Rampenlicht gerückten, individuellen Zahnreihen liegen die Antworten zunächst im Dunkeln und auch die Zugehörigkeit zu ihren jeweiligen Besitzer*innen ist, wenn überhaupt, nur besonders nahestehenden Personen ersichtlich. Obgleich kein Zahn dem anderen gleicht, werden die zweiunddreißig Zacken zum universellen Zeichen, das identifikatorische Merkmale wie Geschlecht oder Hautfarbe negiert.

Ein ähnlich motivierter Ansatz liegt Genzkens *Funny Composition II* (2022) zu Grunde, eine Malerei, die nichts weiter als einen Clowns-Emoji vor weißem Hintergrund zeigt. Dessen

Gemütszustand ist trotz der hochgezogenen Mundwinkel ebenso uneindeutig wie die Verfassungen der anonymen Zahnträger*innen. Die Botschaft eines jeden Bildes bleibt interpretationsoffen. Während der Clownskopf einsam und verloren auf der Leinwand auftaucht, nehmen die Zähne mit ihrem umliegenden Zahnfleisch die gesamte Bildfläche ein.

Genzkens Malereien zeichnen sich durch abwechslungs- und spannungsreiche Kompositionen aus, die zwischen Momenten von Symmetrie und Asymmetrie changieren.¹ Auch das Spiel von Licht und Schatten ist ein wiederkehrendes Motiv. Die durch den Speichel hervorgerufenen Glanzpunkte auf dem Zahnschmelz und den Schleimhäuten lassen im Zusammenklang mit den dunkleren Zahnzwischenräumen eine Plastizität entstehen, die durch die Farblosigkeit besonders betont wird. Die bloße Repräsentation der Dinge spielt in Genzkens Werkschöpfungen nie die einzige Rolle, es geht ihm auch immer darum, die Möglichkeiten der Malerei spielerisch wie experimentell auszuloten.

Als akademisch ausgebildeter Maler, der gelegentlich auch andere künstlerische Medien wie Fotografie oder Skulptur bedient, hinterfragt Genzken zugleich seine eigene Repräsentation im Werk. Dies zeigt sich im vielseitigen Einsatz seiner Künstlersignatur. Nicht selten wird sie zu einem maßgeblichen Bildelement und damit auch zum Bildthema. In der Serie *Unidentified Suspects* (2022–2023) sind nicht nur seine Initialen aus selbst zerkautem Kaugummi auf Fotoprints von Überwachungskameras geklebt, auch sein Geburtsdatum und seine damalige Wohnadresse treten auf diese Weise plastisch in Erscheinung. Die Kaugummis erinnern an einen vandalistischen Akt und stehen mit ihren transparenten Aussagen im Kontrast zu den polizeilichen Fahndungsfotos im Hintergrund.

¹ Besonders deutlich zeigt sich dies in den *Smoke Paintings* (2021–2022), in denen jeweils ein typografisches Zeichen vor Rauchschwaden schwebt.

Noch direkter ist sein Ich in *I ♥ Paris* (2023) vorzufinden, nämlich in Form eigener Körperflüssigkeit, indem auf einem schwarzen T-Shirt der titelgebende Schriftzug mit Sperma geschrieben steht. Die Arbeit resultiert aus seinem Studienaufenthalt an der *Beaux-Arts de Paris* und fragt danach, wer sich wem einschreibt: der*die Besuchende der Stadt oder die Stadt dem*der Besuchenden? Diese Thematik des Sich-Einschreibens kommt auch in der Landschaftsmalerei *The Signature Collection (Snow Piss)* (2021) zum Vorschein, bei der Genzken seine Unterschrift quasi in den Schnee gepinkelt hat.

Auch die *Zähne* sind in besonderer Weise signiert, nämlich mit Etiketten, die ein selbst gestaltetes Logo mit seinem Namen tragen. Sie erinnern an die Labels von Markenklamotten, womit das Augenmerk auf den Produktcharakter einer jeden Arbeit gelenkt wird und sie als Unikate hinterfragt werden. Gleichzeitig lösen die mit Nadel und Faden aufgenähten Labels ein unangenehmes Gefühl aus, denn einerseits mag das Durchstechen des Leinen- bzw. Zahngewebes schmerzhaft Erinnerungen an einen Besuch in einer Zahnärzt*innenpraxis wachrufen. Andererseits wirkt die bloße Präsenz der Logos auf den Zähnen seiner Freund*innen nahezu übergriffig. Diese (De)Platzierung der Logos verstärkt sich nochmals dadurch, dass wir nur ihre Rückseiten sehen, was einen illusionistischen Effekt erzeugen kann: Mit dem umgedrehten Label ist nicht eindeutig zu erkennen, ob der Blick von außen auf die Zähne gerichtet wird oder von innerhalb der Mundhöhle kommt. So rückt Genzken subversiv den skulpturalen Charakter der Malerei in den Vordergrund – sie ist weitaus mehr als eine flache Ebene, sondern stets auch eine imaginierte Räumlichkeit. Die „unschöne“ Seite des Etiketts und die in den Malereien sichtbar gemachten Zahnreihen formulieren ein grundlegendes Interesse des Künstlers: Wieso bewerten wir manche Dinge als schön und erstrebenswert – andere hingegen nicht? Wie sehen die oftmals unbeachteten Dinge um uns herum aus, wenn wir sie aus einer neuen Perspektive betrachten – ein

freundliches Lächeln von innen oder ein filigran gesticktes Werbeetikett von hinten?

Wie ein Logo sind auch die abgebildeten Objekte in Genzkens Malereien stets symbolisch aufgeladen. Gepflegte Zähne werden positiv konnotiert, sie stehen für Jugend, Schönheit, Begehren und Erfolg. Weiß-glänzend liegen sie einem hochpolierten Sportwagen als Statussymbol nicht weit entfernt. In schlechtem Zustand können sie allerdings auch von Armut, Leid und Schmerz erzählen. Als einzig sichtbarer Teil des menschlichen Skeletts sind sie besonders angreifbar und verletzlich, wenngleich oder gerade weil sie täglich in Gebrauch sind, beim Sprechen wie beim Kauen.

Genzken fokussiert, was nur selten Aufmerksamkeit erfährt, obwohl es so allgegenwärtig ist. Ob Sperma, Spucke oder Urin – er ruft bei den Betrachter*innen mitunter Abneigung und Ekel hervor, weil ihnen das Dargestellte in dieser Art und Weise fremd und unbequem ist. Damit bewegt er sich immerzu auf einem schmalen Grat zwischen Wagnis und Tabu, Mut und Leichtigkeit. Seine Werke faszinieren umso mehr, weil er den Bildaufbau, den Pinselstrich und den Umgang mit der Ölfarbe auf der Leinwand nach altmeisterlicher Manier so gut beherrscht. Auf seine individuelle Weise streckt Florian Genzken mit seinen Bildwelten den konservativen Erwartungen an die Malerei und deren Verfechter*innen den Mittelfinger entgegen.

Lovers like Trophies, Tuscany and Lost Teeth: Never Again

by Luīze Nežberte

Two years ago, I wrote a text for the printed publication “from the depths of nowhere came forth a hollow voice” titled *Relics of Spawning* that fanned out in many tangents—growing up in flatlands, eel breeding routes, relics, the falling apart of space and passing of time, Tuscany, Michelangelo. I’ve decided to revisit the text as looking back, I wrote without the actual distress in sight, possibly avoiding it, meandering around it, scared to meet its gaze.

Now it is clear that I avoided the dismay caused by a failed romance, made even more dramatic by the corporeal morbidity of a lost tooth. Instead of facing the truth with candor, I managed to sublimate all the despair in obscure linguistic ornamentation, loaded with a heavy, useless emphasis on minutiae. Through written word I constructed a distance as picturesque and sly as the brittle bones of the saints I wrote about. I tried to fall into grace and transcend the human through writing. I look back and want to rewrite the text as the embarrassing and unbearable have remained and I have grown to think that what is uncomfortable should be cut up and studied as it carries the promise to feel the grain of life even more closely. Not to transcend the human but to lean closer into it. Envelope the I in the strange intercourse between experience and writing. Get caught in a wave of immodesty of that strange communion. Endure the transformation of facts into fiction and fiction into facts. Form a promise in the shape of the unreliable narrator that embodies everything *real*. The following text is an attempt to revisit and rewrite *Relics of Spawning*. The parts that appear in Italics throughout this text are quotes from the original text.

Not so long ago, I was in a situation that set me on the threshold and then shifted me to a different realm and now, when looking back and

*contemplating the event I wonder how I could then and can now manage to place myself in the palm of repose.*¹

First, I stopped in Venice, it was Valentine's Day and the shower curtain at my hotel room repeated *love forever* in too many different fonts. I loathed it but took it as a howling precursor of something grand. The city soaked in dampness, it was the abstract season—low in colours and big on imperatives of cold and brief daylight. Alone and dreaming of Nebbia, the Venetian fog, an image planted in my mind by someone who passed before I was born and whose grave I visit each time I'm in Venice: Joseph Brodsky. Just as the light of the abstract season trains your eye, he trained my love toward this city and my sensitivity toward the world:

we both grew up in a very monotonous, steady and flat landscape where what keeps hearts from falseness is that there is nowhere to hide and there's plenty of room for vision and only sound needs echo and dreads its lack and a glance is accustomed to no glance back.

With my overbearing sentimentality, it is easy to love a sinking city and an absent person. The pilgrimage to his grave is just as vapid as writing about Venice is.

I arrived at my final destination and thought all these pictures would disappear:

His face and curls like the Botticelli angel I've always desired, a dark blue double breasted pinstripe suit, the city—shielded by a layer of snow the day we met, he headed south, believed in God and *Urbit*², owned a star and some planets, yet doesn't know how to drive a stick, a blue *Brooks Brothers* button-up, “Please Visit,” New York is too much for him (especially with all the hip reactionaries), a baby blue cashmere sweater, he checks his *Binance* account with meticulous consistency. I get on the train, he went to rehab twice before he graduated from high school in LA, now it's all about theology and applied maths, a pair of vintage YSL tortoiseshell sunglasses, Latin

has most easily "at hand". Then the great stream of simple humility that is in the silent room flows into ourselves. - Gaston Bachelard, *The Poetics of Space*, Boston 1994, S. 226.

mass every Sunday for the past year at Shrine and Parish Church of The Holy Innocents on 128 West 37th street.

There is no tea upstairs, we undress and realize that we both have similar Roman coins, Felicity and Abundance, on our chests. The next day, fixed in a squat position in the San Lorenzo market, overwhelmed by the doors vulnerability can open, on the phone with H. Me, crying in Florence, her crying in Paris, connect, release, people pass, move on.

Over the days we spent together, I took one picture of him. A silhouette in front of the fountain of Deluge, facing the primeval world that had come into being at that moment. A grotto had risen behind the pond. Water flows into it through open mouths almost entirely covered by plants. Locked in a landscape with a hypnotizing rhythm. “Neptune has sent a flood to eradicate us,” I told him in an overripe tone while turning away à la nouvelle vague. But that was simply not true, I only dreamt of it. I longed for a flood that would either wash us away from each other or bring us closer together. I didn't know what I wanted, the distance arose ambivalent and full of dread. I guess I watched too much masculine French cinema in my teen years. Everybody is a critic, everybody wants to be a lover. We fell asleep in the mouth of the Orcus.

And then there I was, a lonely, gloomy Baltic eel lingering in a Tuscan basement labyrinth of relics where everything found meaning in the other. While my eyes were occupied with the trophy-like objects holding tangible remains of saints, mostly bones, skulls and hair, the grip of my hand in the pocket tightened. In the grip, I preserved the remains of the tooth I lost the day before. To balance the sensation in my right pocket, my tongue inspected the remains of the leftover tooth on the left side of my mouth. At that moment an imagined diagonal line connecting these two points was what held my posture of subsistence.

During the day of separation, I remained calm by eating one olive after the other until a

² Urbit is a decentralized personal server platform based on functional programming in a peer-to-peer network. The platform was created by neoreactionary political

crackling sound halted this unvaried action that became a sensation of loss. I opened my mouth and attentively removed all the loose contents from my tongue—an olive pit and a part of a tooth split in half.

I cried, I called friends, nobody picked up, I thought that maybe something had happened with my phone, but maybe all the people I trust are dead, I cried some more, I texted those who didn't pick up, I stood up and paced around manically, I sat down, I went on reddit, I inspected the tooth that had split in half, I accepted the fact that I've moved into a different dimension where everyone I know is dead, I inspected the olive pit, I threw it as far away as I could as it was clear that it was the embodiment of all evil, I was afraid of what will happen, I thought I will faint, I cried again, I had never felt so alone. Later one friend consoled me by saying “teeth tend to get lost in transit.”

When we met at the dinner table on our final night I tried to maintain my posture of subsistence by masking anguish with excitement and telling the story of how a part of my body abandoned me a few hours before. I talked about my desperate attempts to take a picture of the hole in my mouth, actually sliding the camera beyond my teeth and the obscure images of flesh and open bones, everything wrapped in shiny saliva. The tip of my tongue has never been a reliable helper; this time, it was the only tool that could reach so far, yet all it could sense was the bittersweet expanding vastness of decay and death. Taking one last shot at intimacy and triumph of love over death, I asked if he would like to have a look into my mouth. Remember Simone? The one who wept with such force that ants could crawl on the water streaming down her face? We talked about her often. How she married Patrick, how madly in love they were and how they ate from the same spoon. Patrick drank wine from the mouth of Simone. She adored him so much that she demanded he urinate inside her. Everything their bodies discharged became a precious commodity not wasted on anything except each other. I remember a night out with them, doing

blogger Curtis Yarvin. The Urbit paradigm provides complete ownership of a user's digital world. It's entirely self-contained, private, cryptographically owned, and designed to last forever.

¹In order to derive benefit from the oneirism of such an image, one must no doubt first place oneself "in the palm of repose", that is, withdraw into oneself, and condense oneself in the being of a repose, which is the asset one

drugs and strolling around, when Simone needed to piss and Patrick stretched out his hands folded in a vessel for her. Simone ached when she pictured how Patrick wasted his saliva, the precious commodity, before they met, just spitting on the street. They didn't know how to satisfy their desire for one another. Patrick asked Simone to bite off his ear and eat it. They shared the dream of cutting each other's chests open to touch their hearts verbatim, to see the inside of each other, to literally put their hearts at the feet of one another. They fantasized about the disgust and pleasure of that extreme closeness.

I removed a miniature envelope with the chipped tooth from my pocket and stretched it out as an offering and a question. Look into my mouth and see what is missing! What if there is a black hole forming there? What if a creature from the mouth of Orcus or a curse from Neptune has decided to take residence between my teeth? He scoffed and refused.

The rain behind the grubby windows of the trattoria grew stronger and in a matter of seconds the water level on the narrow street rose to an unprecedented extreme.

The city last saw so much water when the Arno river flooded in 1966. The water level grew quickly—my elbow resting on the table, just as the Dolce con Fragoline was already covered with water. Soon, it carried us on the street. Neptune had listened to my prayers. The currents were heading in many directions and the flood was washing us apart. As we drifted further and further away from each other I managed to ask what happened, why he refused the grand gesture of intimacy. As we floated apart, he shouted that I was the one keeping desire at bay, I was the one that avoided true vulnerability and kept a safe distance at all times, my fear of loss was overpowering any possibility of something sublime. As a current pulled him around the corner I felt a sudden push—something was rising from beneath me. I realized that the envelope containing my tooth was missing. I swam to the side to let that something appear from the depths. Whatever it was it felt as if it was absorbing the water and rapidly increasing in size. After a moment of fearful tension, I

recognized the frayed edges and the milky whiteness—it was my tooth growing by the second. When it got big enough I crawled onto it. It took me from the sublime agitation in the refusals of vulnerability back to the bleak actuality of solitude.

Suddenly I felt the flexing, expanding of my space via milk-colored calcium storage vessels, the ones in my pocket, the ones trapped behind the glass and the ones in my mouth becoming one, united, stretching out and quietly glimmering, confirming all that has lived, all that is living and all that will live, and the only certainty in all of this, which is the passing of time. Suddenly I felt the shadow of death right there, at the tip of my tongue, right next to the decayed tooth. I could taste it, the notes of sweetness and bitterness and their expanding vastness glowing slightly and swallowing me from within. I felt trapped by the circumstances and could not stop thinking about what to do now? How to move from the pages of sorrow and despair to the chapter of delight?



SPIEGEL IN
HERZFORM

F.G. 24

20 x 20

PAT SWISS MADE

PAT SWISS MADE

PAT SWISS MADE

PAT SWISS MADE

Money for nothing, chicks for free

von *Timotheus Ueberall*

Also, es fängt damit an, dass ich in München mit meinem roten Porsche 944 an der Ampel stehe und mein Herz ganz fürchterlich zu rasen beginnt. Genauer gesagt stehe ich in Nymphenburg auf der Südlichen Auffahrtsallee und neben mir grinst so ein alter Tattergreis in seiner C-Klasse. Ich weiß ganz genau, dass er mich beobachtet und sich seine alten Gedanken zurechtlegt. Aber vielleicht denkt er auch gar nicht mehr, weil alte Menschen dazu ja oft tendieren. Also das Denken einzustellen und Vernunft gegen pauschale Urteile einzutauschen.

Naja, auf jeden Fall beginnt mein Herz zu rasen. Und ich muss mich wirklich zusammenreißen nicht sofort loszuheulen. Gar nicht so wegen dem Rasen. Daran habe ich mich gewöhnt. Ich habe mich auch an die Blicke meiner Mitmenschen gewöhnt, wenn ich mal wieder auf der Straße zusammensacke, meistens, nachdem ich mich selbst für einige Zeit in der Fensterfront von *Bottega Veneta* oder *Alden* betrachtet habe.

Nun könnte man meinen, ich ertrage mein eigenes Abbild nicht. Doch ist dem nicht so, nein. Ich bin eigentlich ganz zufrieden mit mir. Also bis jetzt war es jedoch nicht so, dass mein Herz einen Sprung zu machen scheint. Dass es hinaufsteigen möchte, zum *Holy Almighty*. Dass ich die Erde, auf der ich stehe, küssen und die ganze Welt umarmen möchte. Nur, weil ich meine grünen Augen so scharf finde. Oder ich meine Grübchen besonders anziehend finde.

Doch nun stehe ich eben in meinem matt-roten Porsche auf der Südlichen Auffahrtsallee und möchte selbst den Alten in seinem Mercedes in den Arm schließen, so glücklich bin ich, so unbegreiflich von Glück getränkt. Ich bin so wahnsinnig glücklich, *ich* zu sein. Und an jedem verdammten Tag das Privileg genießen zu dürfen, mich zu sehen.

Als ich losfahre, nickt mir der Mann zu. Er macht das wirklich ganz langsam, sodass ich mir nicht sicher bin, ob er überhaupt noch die Kontrolle über solche sehr alltäglichen Bewegungen hat. Ich fahre also weiter. Doch weil mein Herz noch immer so rast, muss ich den Porsche noch vor meinem Haus in der Einfahrt nur weniger Meter

vor einer Greisin zum Stehen bringen. Die schreit auf. Sie kreischt richtig und ich denke kurz darüber nach, das Gaspedal doch noch ein letztes Mal durchzudrücken und die Frau durch das weiße Gartentor zu schieben. Vielleicht kreischt die Alte auch, weil ich kurz wirklich auf dem Gaspedal stehe und der Porsche richtig aufheult, ehe ich scharf bremse. Schade. Im Nachhinein. Naja. Auf jeden Fall rast mein Herz und ich steige aus und lasse den Wagen mitten in der Einfahrt stehen. Ich schließe nicht einmal ab. Warum auch? Ich wohne ja nicht in Sendling.

Zuhause lege ich mich auf mein Sofa von *Cassina*. Meine weinroten Loafer lasse ich an. Das Sofa ist aus dem Jahr 1969, aber so sieht es gar nicht aus, weil es natürlich in einem mega guten Zustand ist. Draußen senkt sich die Sonne, doch weil es noch immer so drückend warm ist, lasse ich die Fenster geöffnet und höre dem Rauschen des Windes zu, der sich in den beiden alten Kastanien vor meinem Wohnzimmer verfängt.

Ich wohne in einer Maisonette-Wohnung. Unter mir residiert ein pensionierter Anwalt für Unternehmensrecht, der über 40 Jahre Unternehmen aus der Stahlindustrie beraten hat. Vielleicht stimmt das auch gar nicht. So wirklich habe ich ihm nicht zugehört, als er mir einmal bei einem Gartenfest der Hausgemeinschaft davon berichtet hat, wie einfach das Recht des Stärkeren durchzusetzen ist, wenn man eine Horde hochbezahlter Juristen auf ein kleines mittelständisches Unternehmen loslässt. Ich erinnere mich, dass der Mann, Walter Stadler heißt er, dabei genauso langsam genickt hat, wie der Alte in seinem Mercedes. Ganz so als wäre das Recht des Stärkeren eine Erkenntnis, die ihm just in diesem Augenblick in sein Melonen-Hirn eingeschossen ist. Aber ob sich das wirklich so zugetragen hat?

Man möge mir verzeihen, allzu abgelenkt war ich, schwankend nach einer Flasche Chablis, von einer sehr jungen Frau, die ich nur an diesem Abend gesehen habe und danach nie wieder. Es war gar nicht so sehr ihr Aussehen, als das nervöse Fummeln an ihrem hellen *Hermès* Kleid. Dazu dieses Kichern, das wohl Zustimmung signalisieren sollte. Dabei hat sie immerzu den Kopf so zurückgeworfen.

Irgendwann bin ich einfach wieder in meine Wohnung hinauf gewankt, ohne mich von jemandem zu verabschieden. Ich glaube, ich habe keinen guten Eindruck hinterlassen. Auf jeden Fall wurde ich in diesem Jahr nicht mehr eingeladen.

Stattdessen habe ich einige Zeit lang den Stimmen im Garten gelauscht, ehe ich in hoher Lautstärke über meine *Bang & Olufsen* Lautsprecher das zweite *Blur* Album „Modern Life Is Rubbish“ abgespielt habe. Und gerade als Damon Albarn in dem Song „Blue Jeans“ darüber sang, dass der Landlord das arme Mädchen innerhalb einer Woche auf die Straße setzen wird, *what a shame she was just getting comfy*, verstummten die Stimmen und dann knallte eine Türe. Niemals war ich zufriedener.

Also, auf jeden Fall liege ich jetzt auf dem Sofa und habe die Augen geschlossen. Die rechte Hand liegt in der Nähe meiner Lenden, und so denke ich über mein Leben nach. Darüber, warum ich jeden Morgen in diese Werbeagentur fahre, wo ich Headlines für Versicherungen oder Biermarken texte oder mir Konzepte ausdenke. Ich bin ziemlich gut darin und man bezahlt mir eine unverschämt große Stange Geld dafür. Eigentlich zu viel, da möchte ich ganz ehrlich sein, denn vieles ist Routine und das meiste plump. Die Mutlosigkeit der Gesellschaft zieht sich auch bis in die Räume der Entscheidungsträger großer internationaler Corporations. Niemand möchte mehr Headlines für einen BMW freigeben, die heißen „Unser Angebot zum Weltfrauentag: Das Auto, das sich an der Ampel selbst abwürgt. BMW 1er mit Auto Start Stop Funktion.“

Und weil das alles eben so mutlos geworden ist, werden wir angehalten, immer auf die simpelste Lösung zu gehen. Ich meine „Sahnig. Fruchtig. Frisch.“... was ist das für ein seelenloser Schwachsinn?

Ich bekomme also viel zu viel Geld dafür, Alliterationen oder Reime für einen Sahnejogurt zu entwickeln. Und weil mir aber Geld keine große Freude bereitet und um es auszugeben mir meistens sowohl die Zeit als auch die Lust fehlt, habe ich davon ziemlich viel auf drei unterschiedlichen Konten. Nur für Schuhe und Klamotten gebe ich viel Geld aus. Am allerliebsten trage ich Belgians. Und Anzüge aus englischen oder italienischen Stoffen, mit

englischen Schnitten aus der Saville Road in London. Und Hemden aus Giro Inglese. Dieses Netzgewebe fühlt sich so an, als würde eine fremde Hand den Körper abfahren. Oft stelle ich mich so in einen Luftzug, einfach nur damit der Stoff auf meiner Haut sanft entlang streicht. Aber ich schweife ab. Eigentlich bin ich sehr bodenständig.

Ich muss wohl eingeschlafen sein, denn plötzlich höre ich einen entsetzlichen Schrei und ich schrecke hoch, noch voll und ganz eingehüllt in dieses dumpfe Gefühl, diese Taubheit und tiefe Niedergeschlagenheit, die einen nach einem Erwachen aus einem kurzen, tiefen Schlaf lähmt. Mein Nacken schmerzt. Und da merke ich erst, dass mein Oberkörper von dem Sofa und zu Boden gerutscht ist. Nur meine Beine liegen noch so merkwürdig Gregor-Samsa-artig oben. Draußen ist es noch immer ein klein wenig hell. Und in diesem Moment kann ich gar nicht zuordnen, wie lange ich geschlafen habe. Oder warum überhaupt.

Wozu schlafen?

Wozu dieses Elementare, das einen nicht voranbringt, nur wegträgt und doch an so einen Ort wie diesen hier bindet, dort, wo kein weiterer Sinn ist, nur Schlaf und Tod und Leben und Aufstehen und Butterbrote mit gesalzener Butter von *Isigny Sainte-Mère* und Feigensenf und die Bier, die hat so schön geprickelt in meinem Bauchnabel und Kim Gordon und Clarence Carter und dieser Schrei, der auch jetzt wirklich so klingt als würde die menschliche Seele zum ersten Mal das Licht der Welt erblicken. Ich habe einen metallischen Geschmack im Mund. Bevor ich hinabgehe, um nachzuschauen, wie ernst die Lage ist, betrachte ich mein Profil im dem großen Wandspiegel, der in meinem Flur hängt. Mit dem Zeigefinger fahre ich meinen Nasenrücken entlang, meine Oberlippe, meinen Hals.

Im Treppenhaus riecht es nach einem süßlichen Parkettreiniger. Ich mache kein Licht. Alles ist fürchterlich deprimierend. Nicht nur das Knarzen bei jedem Schritt, nicht nur der Umstand, dass in diesem Haus außer dem Alten und mir niemand sonst lebt, nicht die Stille, die nach jedem neuen Schrei eintritt und jedes Geräusch dieser Erde mitzunehmen scheint. Einfach alles. Ich klinge. Und warte.

Nach einigen Augenblicken klinge ich ein zweites Mal, ich klopfe sogar mit den Knöcheln meiner Hand, ganz zaghaft wie ein Vater, der seinen Sohnmann lieber nicht beim Masturbieren zu Ariana Grande oder Tom Holland überraschen möchte.

Dann laufe ich einmal um das Haus herum. Aber weil das hier eben nicht Sendling ist, versperrt mir natürlich so eine beschissene Hecke den Übergang in den Garten, der hinter dem Haus liegt. Verdammt, denke ich, verdammte Scheiße, jetzt rächt es sich, dass ich noch immer meinen nachtblauen karierten Anzug von *Herr von Eden* trage, den ich letztes Jahr in Hamburg gekauft habe.

Doch weil mich ein dumpfes Gefühl immer weiter trägt, hänge ich schon bald mit den Beinen in der Hecke, und natürlich höre ich wie der Anzug in der Kniekehle an einem Ast hängen bleibt und aufreißt. Verdammt, fluche ich, verdammtes Leinen.

Der Garten von dem Alten weckt wieder diese Erinnerungen an das Sommerfest und kurz bin ich wirklich deprimiert. Nicht nur, dass ich mich nicht näher mit der Freundin des Alten beschäftigt habe, als ich noch die Möglichkeit dazu hatte. Ich bin wirklich traurig über die verpasste Chance, sie damals nicht an der Hand genommen und zu einer der Sitzgruppen unter den Kastanien geführt zu haben. Mit einer Flasche *Roederer* und dann hätten wir gesprochen, über Ihre Wünsche nach Beständigkeit und über die Farben der Welt, Erinnerungen an die Kindheit geteilt, was auch immer man so macht, wenn man jemanden kennenlernt. Mir tut es auch um den Alten leid und dass ich dann eben ein Jahr später „Blur“ über die Boxen abgespielt und damit allen Gästen den Abend versaut habe. Aber allen voran tut es mir um die Frau leid, dass sie sich den ganzen Abend diese Unternehmensgeschichten hat anhören müssen.

Weil ich mir das alles so en détail überlege, habe ich gar nicht bemerkt, wie ich mich in einen der Gartenstühle aus Holz gesetzt habe. Ich habe auch komplett vergessen, warum ich hier bin. Doch dann fallen mir diese markerschütternden Schreie wieder ein. Ich schlendere also zur Glasschiebetüre und

schiele hinein. Und dabei sehe ich natürlich erstmal wenig und dann nur mein eigenes Spiegelbild, was ich eingehend betrachte, bis mein Herz wieder zu Rasen beginnt, so wie vorhin im Porsche. Ich drehe und wende mich. Dann befühle ich meinen Bizeps, fahre über meinen oberen Brustmuskel.

Die Türe steht einen Spalt offen. Dort liegt der Alte, irgendwie so ganz merkwürdig in sich verdreht, halb auf dem Kopf, halb mit dem Arm, an dem eine goldenen Cartier hängt, abgestützt, zwischen einem blauen Mid Century Lounge Chair von Ole Wäscher und einem riesigen Globus. Das schaut irgendwie lächerlich aus, weil man sich ja nie vorstellt, wie man nach einem Herzanfall zusammensackt und dann eben genau so liegen bleibt, als wäre von einer einem lustlosen Puppenspieler so drapiert worden. Irgendwie ziemlich würdelos, denke ich und blicke mich neugierig in dem Raum um. Der gleicht nämlich gar nicht meinem Wohnzimmer. Stattdessen hat der Alte eine ganze Wand zur Küche entfernen lassen, sodass der Raum wie die Wohnung aus einer Anzeige für *Poliform* im Magazin der *FAZ* wirkt. Ach herrje, du eitler geiler Bock.

Als endlich die beiden Rettungssanitäter kommen, schimpfen die erstmal über einen roten Porsche *911*, der ihnen in der Einfahrt den Weg versperrt hat. Dabei mustert mich einer der beiden. Das ist so ein junger, sehr schmaler, sehr großer Typ, den man sich wunderbar als den nervigen alten Jugendfreund vorstellen kann, der eines Tages beschließt, ernst zu machen, erwachsen zu werden und einen immerzu mit einem schrägen Kopf und angestrengt anblickt, wenn man ihm erzählt, wie verkaternt man gerade ist. Alles an ihm schreit nach 42-Zoll-Fernseher. Nach Serien-Abenden mit der Freundin, nach Ausflügen an den Walchensee, nach Jahresurlaub, nach Gym, nach Mittelmäßigkeit. Sein Haar ist ganz kurz und zur Seite gegelt, so wie es Toni Kroos auch trägt.

Ich spüre, dass er weiß, dass ich weiß, dass er weiß, dass es sich um mein Auto in der Einfahrt handelt. Wir beide schweigen, während wir uns anblicken und sein Kollege dem Alten gerade eine Infusion legt. Ich fürchte, er erwartet eine Entschuldigung oder zumindest eine Erklärung. Aber ich murmele lediglich, dass es sich um

einen Porsche *944* handelt. Nur Angeber fahren *911*.

Als die beiden dann endlich den Alten auf einer Liege durch die Wohnung hinaus zu ihrem Rettungswagen schieben, zischt mir der Toni-Kroos-Lookalike noch zu, dass mein rasches Einschreiten dem Herr Stadler wahrscheinlich das Leben gerettet hat. Ich weiß nicht, ob er dazu verpflichtet ist. Statt einer Antwort zwinkere ich ihm zu.

Ich schließe die Türe und folge der Gruppe hinaus auf die Straße. Es ist noch immer angenehm warm.

Die Abfahrt des Rettungswagens warte ich gar nicht erst ab, sondern ich steige vor den Augen des Sanitäters in meinen Porsche. Doch weil ich mir dabei irgendwie albern vorkomme, schalte ich rasch das Radio ein. Der eingestellte Sender ist natürlich *Bayern 3*. Gerade spielen sie „Hotel California“, was irgendwie absurd ist, doch andererseits ganz gut zu der Szene passt. *Her mind is Tiffany twisted, she got the Mercedes Benz, uh, she got a lot of pretty-pretty boys*. Ich fahre das Verdeck zurück und brause davon.

Links zieht der Nymphenburger Kanal mit seinen Schwänen und den Touristen vorbei. Zwei Mädchen laufen zögernd bis an das Ufer, die eine dreht sich und die andere lacht und sie scheinen beide so leicht zu sein, ganz so als würden sie von der nächsten Böe emporgehoben und mitgetragen werden. So fühle auch ich mich.

Und so fahre ich auch, fahre wie auf Sohlen aus Filz, schwerelos gleitend, während rechts die Einfamilienhäuser vorbeiziehen, mit ihren kleinen Pools, den Planschbecken, den Männern in Shorts, den Frauen in Blumenkleidern, den Kindern ohne Vergangenheit und lediglich mit einer Zukunft, die so vielversprechend hell ist, dass es in den Augen brennt.

Im Radio fährt gerade diese unfassbare Falsette Stimme im Intro von „Money for Nothing“ von *Dire Straits* hoch, die immer so klingt als würde Mark Knopfler auf einem Berg in New Mexico stehen, die Sonne geht unter und er erwartet die Ankunft der Aliens. Es folgt der Synthesizer, das Schlagzeug, die Gitarre. Und mit jeder Note bilden sich vor mir Bilder.

Ich, kniend vor dem Alten, mein Bizeps spannt

sich, während ich den weichen, schweren Körper in die stabile Seitenlage wuchte. Gut schaue ich dabei aus, aktiv, dynamisch, beinahe wie ein junger Römer, dem die Haare ins Gesicht fallen. Ach, wie glücklich ich bei diesen Gedanken bin und mein Herz rast und ich habe eine Gänsehaut, die mit Sicherheit nicht nur vom kühlen Fahrtwind kommt. Mit der linken Hand halte ich das Lenkrad, und weil das gar nicht so schwer ist, weil die Südliche Auffahrtsallee ja eigentlich immer nur gerade auf das Schloss zu führt, fahre ich mir mit der rechten Hand in mein weißes Giro Inglese Hemd. Dazu muss ich noch einen Knopf öffnen, was den Kragen nun wie wild flattern lässt und es fühlt sich nun so an, als würde eine fremde Hand über meine Brust streicheln. Aber zum Glück ist es meine Hand, meine ganz eigene Hand, die meine wunderschöne Brust streichelt, während ich mir im Rückspiegel in meine eigenen wunderschönen grünen Augen blicke. *You play the guitar on the MTV, that ain't working, that's the way you do it, money for nothing and your chicks for free*.